

Frankfurter Illustrierte

Das Illustrierte Blatt



Tragödie eines großen Volkes

Aufnahme ONA

Vom Büffeltänzer zum Kanalarbeiter: die letzten Indianer. Zu unserem Bildbericht auf Seite 2 und 3

*Unser
neuer
Roman*

Patricia

Von Ruth Fleming

Erscheint jeden Mittwoch

Tragödie eines grossen Volkes

Die letzten Indianer

Da Kolumbus glaubte, in Indien gelandet zu sein, nannte er die Eingeborenen „indios“. Was ist aus den Indianern seit der Entdeckung der Neuen Welt geworden? Kein Volk der Erde hat sich länger und leidenschaftlicher gegen die ihm wesensfremde weiße Zivilisation und Kultur gewehrt wie das indianische. Von 1492 bis 1836, 344 Jahre hindurch, dauerte das ebenso ungleiche wie grausame Ringen, nur von kurzen, unsicheren Perioden unterbrochen, in denen das Kriegsbeil begraben war. Dann, 1837, wurden die Reste der nordamerikanischen „Rothäute“ im Indianerterritorium, das die heutigen Unionstaaten Oklahoma und Kansas sowie Teile von Nebraska und Nord- und Süd-Dakota umschloß, angesiedelt. Dieses Gebiet wurde ihnen, wie es in der Urkunde heißt, „für alle Zeiten“ als unverletzlicher Wohnsitz angewiesen. Aber auch hier hatten die Gehetzten und Enteigneten keine Ruhe, denn das Territorium enthielt wertvolle Bodenschätze! Schon drei Jahre nach der feierlichen Uebergabe wurde mit seiner „Erschließung“ begonnen; 1907 wurde es dann einfach Oklahoma einverleibt.



Großvater und Enkel aus dem Stamme der Sioux: Er mag in seiner Jugend noch im Indianerterritorium Berglöwen und Jaguare gejagt haben — heute ist er sesshaft und amerikanisiert! Seine Wohnung ist nicht mehr der luftige Wigwam, sondern ein steinernes Haus, und sein Enkel wird von all dem, das einstens das wilde, freie Indianerleben ausmachte, nur aus den Erzählungen des Großvaters wissen. Nie wird er einen Büffel in freier Wildbahn zu Gesicht bekommen, nie einen wilden Mustang auf der weiten Prärie sich tummeln sehen. Die ganze Tragik eines früher freien, heldenhaften Volkes, das der weißen Zivilisation zum Opfer fiel, spiegelt sich in diesem ergreifenden Bilde wieder.



Eine wohlhabende Mutter aus dem Navajostamme: Die Indianer stellen nicht die Urbevölkerung Nordamerikas dar, sondern sind höchstwahrscheinlich aus Ostsibirien über die Behringstraße eingewandert. Das strähnige, schwarze Haar, das breite Gesicht und die braune Hautfarbe weisen auf Verwandtschaft mit den Mongolen Ostsibiriens hin. (Sie sind nur dann „Rothäute“, wenn sie sich rot anstreichen!) Einige von ihnen haben es unter weißer Herrschaft als Viehzüchter, Holzschnitzkünstler und Kanubauer zu Wohlhabenheit gebracht.



Teufelstanz der Apatschen:

Westlich des Mississippi lagen einst die Jagdgründe der Prärie-Indianer, von denen die Stämme der Apatschen, Sioux und Cheyenne durch Mut, Grausamkeit und unbändige Freiheitsliebe besonders ausgezeichnet waren. Als die Spanier ihnen um die Mitte des 16. Jahrhunderts das ihnen bis dahin unbekannte Pferd brachten, schlossen sie sich zu unerhört verwegenen Reiterhaufen zusammen, die fast 300 Jahre hindurch dem Vordringen der Weißen todesverachtenden Widerstand entgegensezten. Ihre religiöse Kultur ist reich an Symbolismus, der sich in Masken und Tänzen ausdrückt.



Indianisches Mädchen im Sonntagsstaat:
Dieses Mädchen aus dem einstens durch besondere Wildheit und Grausamkeit ausgezeichneten Stamme der Navajo-Indianer ist eine Christin, aber ihr Christentum, das die Spanier vor 400 Jahren ihren Vorfahren brachten, ist eine kuriose Mischung von christlichen und heidnischen Symbolen und Praktiken. Da die Eltern und Brüder des Mädchens als Kanalisations- und Irrigationsarbeiter gut verdienen, kann es sich gute Kleidung aus Schafwolle und den traditionellen Muschelschmuck leisten.



Vollmonds-Mitternachtstanz der Jicarilla-Apatschen:

Im Staate Neumexiko, der in den USA allgemein als „Sonnenscheinstaat“ bezeichnet wird, beträgt der Anteil der Indianer an der Gesamtbevölkerung nur noch etwa 7 v. H. Die Navajo-Indianer wurden 1868 in ein Reservat gesteckt, die Mescalero-Apatschen 1873, die Jicarilla-Apatschen 1880. Seitdem herrschen „Ruhe und Ordnung“. Aus den nomadischen, kriegerischen „Rothäuten“ sind zahme, seßhafte und arme braune Menschen geworden, die nur noch in Vollmondnächten ihre uralten, dem Mondgotte geweihten Tänze tanzen, wobei sie ihre traditionelle Bemalung und den kleidsamen, allen Indianerstämmen eigentümlichen Feder-, Muschel- und Spangenschmuck anlegen.



Ruinen und Tod auf dem Mutterboden mittelamerikanischer Hochkulturen:

Arizona und Neumexiko, die Wunderländer der ersten spanischen Eroberer im Jahre 1530, waren die Kulturprovinzen der Ackerbau und Viehzucht treibenden Pueblo-Indianer, die selten andere Stämme angriffen, in der Verteidigung ihres durch Sippengliederung in Verbindung mit Totemismus gekennzeichneten Staatsaufbaus aber ebenso tapfer kämpften wie ihre Bruderstämme westlich und östlich des Mississippi. Die von ihnen errichteten Bauten, von denen mehrere als Ruinen erhalten sind, lehnten sich an natürliche Bodenerhebungen an.



Ein Büffeltänzer der Komantschen:

Längst sind die nordamerikanischen Büffelherden als donnernd über die unendliche Prärie dahinbrausende Urganen vom Erdboden verschwunden — die Repetierbüchse machte ihnen den Garaus. Längst auch verelendeten die Büffeljäger-Stämme der Arapaho, Cheyenne, Kiowa, Dakota, Komantschen und Apatschen in engen Reservaten — das „Feuerwasser“ und die Habgier des „weißen Bruders“ sind die Ursachen ihres volklichen und kulturellen Verfalls. Nur in ihren Volkstänzen lebt die große, wilde Zeit weiter.